

Zwischen Bankrotterklärung, Teufelskreisen und schönen Aussichten:
zu einem Bildungssystem, das in Sachen Musik Kopf steht

LEHRPLÄNE, LEHRSTOFFE, ALLES ZU *verkopft?*

Musik ist die beliebteste Freizeitbeschäftigung von Kindern und Jugendlichen, gleichzeitig aber auch das unbeliebteste Schulfach. Wie das?

Experten sprechen schon von einer „Bankrotterklärung der deutschen Musikpädagogik und Musikpolitik“. Die Frage drängt sich auf: Was ist in den vergangenen 20 Jahren in der Schulmusik versäumt worden? Für das MUSIKFORUM suchte **Christian Höppner** Antworten beim Bundesvorsitzenden des Verbands Deutscher Schulmusiker (VDS), **Ortwin Nimczik**, und bei **Jürgen Terhag**, dem Bundesvorsitzenden des Arbeitskreises für Schulmusik (AfS).

Das zentrale Problem sei, dass den Schülern Musik vorwiegend als Freizeiterlebnis begegne, als Hören und Genießen, Musizieren und Mitsingen oder als Bewegen und Tanzen, stellt Nimczik fest. „Im Gegensatz dazu hat sich das Schulfach Musik in den letzten 30, 40 Jahren als ein weitgehend verkopftes Fach präsentiert, das sich besonders im gymnasialen Bereich auf Analysen und Interpretationen kapriziert.“ Durch diese Verengung seien die Chancen, die tatsächlich im Unterrichtsfach Musik steckten, nur eingeschränkt berücksichtigt worden: die Chance, zu einem kontinuierlichen Aufbau musikalischer Kompetenz zu gelangen, die Chance, eine lebendige Musikpraxis zu pflegen und Kultur zu erschließen.

Herrscht da trotz aller betriebsamen Lehre doch eine konzeptionelle „Leere“ im Betrieb der Musikausbildung?

f **Wie steht es nun aktuell um das Schulfach Musik?**

Jürgen Terhag: Wir erleben nicht nur eine Bankrotterklärung für die deutsche Musikpädagogik, sondern vor allem auch für unsere Musikpolitik. Neben der viel zu geringen politischen und gesellschaftlichen Bedeutung der Grundschulpädagogik ist eine der Ursachen für die problematische Situation geradezu paradox: Musikunterricht wird von besonders engagierten und musikbegeisterten Experten durchgeführt! In den Eignungsprüfungen wurden lange – vor allem an den Musikhochschulen – nahezu ausschließlich hoch spezialisierte Bewerber nach rein künstlerischen Kriterien ausgesucht, die mit der späteren Situation in der Schule überfordert waren und die eine musikalische Lebenswelt jenseits von Expertentum und künstlerischer Hochleistung entweder nicht kannten oder nicht schätzten – häufig sogar beides. Deswegen konnten sie auch die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen weder einschätzen noch in ihrem Sinne beeinflussen. Aus diesem Grund haben oft sogar Schüler, die Musik besonders lieben, zu wenig Bezug zu dem, was im Musikunterricht mit Musik angestellt wird. So berichtete neulich eine Studentin im ersten Semester, sie sei die Einzige in der Klasse gewesen, die den Unterricht genossen hätte; nur sie sei so beeindruckt von ihrem Musiklehrer gewesen, dass sie sich für den Musiklehrerberuf entschieden hätte.

Dieser Teufelskreis ist schwierig zu durchbrechen, denn selbstverständlich kann der Unterricht auch nicht von Dilettanten erteilt werden. Es müsste ein Kompromiss zwischen künstlerisch und pädagogisch Interessierten gefunden werden, denn es gibt viele musikpädagogisch interessierte junge Menschen, denen die Eignungsprüfungen aber den Weg in den Beruf versperren.



Foto: AfS

f **Warum gibt es keine Korrekturen? Oder greifen Korrekturen in den Ausbildungsprozessen nicht?**

Ortwin Nimczik: Bei den Eignungsprüfungen hat sich in den letzten zehn Jahren durchaus Entscheidendes geändert. Das ausschließliche Kriterium „schneller, höher, weiter“ zählt nicht mehr. Kompetenzbereiche wie Schulpraktisches Klavierspiel, Ensemble-Leitung oder Gestaltungs-

Ortwin Nimczik und Jürgen Terhag nehmen Stellung

SCHULFACH MUSIK:

Paradox: Ausgebildete Musiklehrer sind im Unterrichtsalltag überfordert! Ihnen ist die musikalische Lebenswelt der Schüler jenseits künstlerischer Hochleistung kaum vertraut. Pädagogische Aspekte kommen zu kurz. Im Bild unten: Teilnehmer beim Bundeswettbewerb Klassenmusizieren des AFS in der Kölner Musikhochschule.



und Kommunikationsfähigkeit wurden inzwischen als gleichwertige Eignungskriterien eingeführt. Somit kann der Geigen- oder Flötenprofessor mit seiner fachspezifischen Begrenztheit nun nicht mehr allein entscheiden, ob jemand für das Musiklehrerstudium und in Folge für den Musiklehrerberuf geeignet ist. Wir berücksichtigen inzwischen eine große Bandbreite von Kompetenzen. Dazu gehört – aus meiner Sicht besonders

bedeutsam – das schulpraktische Klavierspiel: Wie kann jemand mit dem Lied-Begleitspiel umgehen? Kann er in verschiedenen Stilistiken improvisieren? Welche Voraussetzungen hat er, um später eine Klasse zum Singen zu animieren? Leider sind viele Studienbewerber gerade in diesem Bereich nicht vorbereitet, möglicherweise wurden sie von ihren Lehrern nicht richtig beraten. Deshalb brauchen wir als Ausbil-

dungsstätten die Kooperationen mit den Musiklehrern an den Gymnasien. Sie müssen wissen, was die Hochschulen verlangen, um ihre Schüler entsprechend vorbereiten zu können. Ich habe die Hoffnung, dass sich in Zukunft hier vieles zum Positiven verändern wird.

Terhag: Wir müssen zusätzlich den Schulterchluss mit den Kollegen an den Musikschulen suchen: Wenn im Klavierunterricht auch Lied- und Bewegungsbegleitung, Improvisation und Vom-Blatt-Spiel thematisiert würden, wäre das nicht nur für künftige Lehramtsstudierende ein riesiger Gewinn. Aber auch hier gibt es bereits hoffnungsvolle Ansätze.

f *Das klingt nach einer tief greifenden Reform und schönen Aussichten. Nur wo sollen denn die Musiklehrer und die Schulmusiker herkommen? Das Vorbild des eigenen Musiklehrers ist sehr prägend. Wie aber kann eine Vorbildfunktion entstehen, wenn der Musikunterricht ausfällt?*

Nimczik: Eben haben wir das Beispiel angeführt, dass eine Studienbewerberin über die durchaus ambivalente Wirkung ihres Lehrers die Motivation fand, um selbst Musiklehrerin zu werden. Bei vielen anderen Bewerbern gibt es auch das so genannte „Missions-Motiv“. Wir hören oft die entschiedene Aussage: „Mein eigener Musikunterricht war nicht gut, jetzt will ich das besser machen!“ Diese Bewerber stellen sich keinen Kreideunterricht an der Tafel vor, sie fordern aktives Musizieren und lebendige Musikpraxis ein. Viele Bewerber kommen aus Musikvereinen oder Chören, haben dort vielfältige praktische Erfahrungen gesammelt und sind deutlich pädagogisch geprägt. Dies sollte bei der Auswahl von Studierenden berücksichtigt werden, denn gerade unter ihnen finden sich geeignete Leute für den Musiklehrerberuf.

f *Wie kann man bei der Eignungsprüfung oder in den ersten Semestern feststellen, ob jemand tatsächlich die Überzeugungskraft hat, um im schwieriger gewordenen Schulalltag bestehen zu können?*

Nimczik: Das wird durch die Breite ebenso wie durch die Profilbildung in der Ausbildung gewährleistet. Studierende, die lediglich singuläre Kompetenz im Instrumentalspiel haben, sind in der Regel auf sich und ihr individuelles Spiel bezogen. Damit haben sie sicherlich Teilerfolge, aber sie sind nicht auf die Breite der Ansprüche in schulischen Lerngruppen fixiert. Als Musiklehrer dürfen sie keinen Einzelunterricht in der Klasse abhalten. Vor ihnen sitzt

eine heterogene Lerngruppe, die es zu motivieren gilt. Die Schule von heute und die der Zukunft braucht keine Künstlertimosen, sondern Musiklehrer, die engagiert am Aufbau musikalischer Kompetenz ihrer Schüler arbeiten, die Schüler beim gemeinsamen Singen, Musizieren und in der Ensemblearbeit begeistern und die mit ihren Schülern die Dimensionen der Musikkultur erschließen. In diesem Kontext ist und bleibt aus meiner Sicht die allgemein bildende Schule tatsächlich die Musikschule für alle. Sie hat enorme Bedeutung für das, was wir gemeinsam wollen: musikalische Bildung in der Breite.

f *Die Ausbildung zum Schulmusiker ist der teuerste Studiengang. Begründet sich der Musiklehrermangel auch in einer Reduzierung der Ausbildungskapazitäten?*

Terhag: Hier in Köln ist es nicht so, und ich glaube, das gilt für alle Musikhochschulen. Das Gegenteil ist der Fall: Wir haben mehr Bewerber als früher, und, was noch wichtiger ist: Viel mehr Absolventen gehen wirklich in die Schulen.

Nimczik: Dies kann ich bestätigen. Ich kenne viele Musikhochschulen, die in letzter Zeit, bildungspolitisch sehr bewusst, die Kapazitäten für die Schulmusik erhöht bzw. gezielt mehr Lehramtsstudierende aufgenommen haben. Zudem hat sich der Anteil derer, die als Schulmusikabsolventen tatsächlich in die Schule gehen, erheblich erhöht. Die positive Veränderung ist sicherlich auch auf die Arbeitsmarktsituation zurückzuführen, denn die sicheren Arbeitsplätze im Bereich der Musikpädagogik liegen in den Schulen in der Tätigkeit als Schulmusiker. Doch auch das „innere“ Bewusstsein der Lehramtsstudierenden hat sich verändert: Sie kommen nicht mehr zu uns, um ein „Musikstudium Generale“ zu absolvieren, sondern um praxisnah und kompetent zu Musiklehrern ausgebildet zu werden.

f *Warum bilden die Universitäten auch für den Musikunterricht aus, wenn das zum Kerngeschäft der Musikhochschulen gehört?*

Terhag: An den Universitäten werden mehr Musiklehrer ausgebildet, als dies jemals an Musikhochschulen möglich sein wird. Andererseits müsste dort viel mehr Ausbildungssicherheit durch feste Stellen geschaffen werden – auch im künstlerischen

Bereich. Wir benötigen dringend Musiklehrer für Grund-, Haupt- und Realschulen, stattdessen werden funktionierende Ausbildungsinstitute geschlossen oder an Musikhochschulen verlagert – was im Endeffekt einer Schließung gleichkommt. Hier steht unser Bildungssystem Kopf, nicht nur im Fach Musik. Es müssten die je speziellen Qualitäten von universitärer und hochschulischer Ausbildung miteinander verbunden werden. Anspruchsvoller Berufsbezug und künstlerisch-pädagogische Qualität sind unverzichtbar, gleichgültig, wo die Ausbildung stattfindet. Die Notwendigkeit von instrumentalem Einzelunterricht ist jedoch einem Universitätsrektor beispielsweise aus der juristischen Fakultät allein aus Kostengründen nicht zu vermitteln; andererseits stehen Musikhochschulen stets in der Gefahr, zum künstlerischen Elfenbeinturm zu werden, in dem Pädagogik allenfalls in den unteren Etagen stattfindet.

Nimczik: Man muss die Frage nach der Ausbildungsinstitution, also Musikhochschule oder Universität, auch vor einem historischen Hintergrund sehen. Ab den 1980/90er Jahren konnte sich vielerorts an den Musikhochschulen eine innovative Musikpädagogik entwickeln, nicht zuletzt, weil schulerfahrene Musikpädagogen auf die Lehrstühle und als Leiter der Studiengänge berufen wurden. Somit konnte die

Ausbildung für angehende Musiklehrer an Musikhochschulen – sicherlich mit unterschiedlichen „Zuggeschwindigkeiten“ – zunehmend berufsbezogen eingerichtet werden. Intensive Praxisbezüge, wie z. B. betreute Hospitationen und Praktika, und enge Verbindungen zur Erziehungswissenschaft, wie wir sie heute an den Hochschulen pflegen können, sind an einer Universität so nicht zu leisten. Auch die Entwicklung von innovativen Ansätzen in Ausbildungskonzepten, die gleichzeitig instrumental- wie musikpädagogische Aspekte verbinden, z. B. im Blick auf das Klassenmusizieren, können die meisten Universitäten nicht leisten, weil sie keine instrumental- oder vokalpädagogischen Studiengänge haben. Auf diese Punkte bezogen, sind Musikhochschulen ideale Ausbildungsorte für Musiklehrer. Problematisch dagegen ist, dass in der Regel zwei Unterrichtsfächer studiert werden müssen. Dies bedeutet für unsere Studenten, an zwei Hochschulen studieren zu müssen, möglicherweise sogar in zwei Städten. Das verkompliziert und verlängert das Studium.

f *Wenn ich es richtig verstehe, ist das, was die Musikhochschulen anbieten, die bestmögliche Qualifikation für künftige Musiklehrer. Sollte es nicht gesellschaftspolitisches Ziel sein, allen Kindern und Jugendlichen in der*



Praxisnähe: Lehrer – hier bei einem Workshop anlässlich der Bundesschulmusikwoche 2006 des VDS – suchen mehr denn je kompetente Ausbildung für den Unterrichtsalltag. Foto: VDS

»Der Dualismus von künstlerischen und wissenschaftlichen Hochschulen ist schon absurd«

Schule diese Qualität anzubieten? Müsste man nicht wenigstens eine entsprechende Zieldefinition aufstellen und zukünftig durchgängige Ausbildungsstrukturen schaffen?

Nimczik: Ich bin nicht apodiktisch der Auffassung, dass die Musiklehrerausbildung an den Musikhochschulen in allen Aspekten eindeutig besser ist. Es gibt durchaus interne Probleme: An Musikhochschulen existiert z. B. eine Ausbildung im so genannten „Pflicht- bzw. Nebenfach Klavier“. Der Stellenwert dieser Ausbildung bemisst sich an einem internen Ranking: Ganz oben steht die künstlerische Pianistenausbildung, dann folgt die MP-Ausbildung Klavier, also die der Musikschullehrer, zudem gibt es das gebundene Hauptinstrument Klavier, z. B. bei den Schulmusikern. Dann – ganz unten – existieren noch jene, die eigentlich etwas anderes machen, aber auch das „Pflicht- bzw. Nebenfach Klavier“ absolvieren müssen. Dieses „Nebenfach Klavier“ fungiert demnach als dreifach abgespeckte Version der hochwertigen künstlerischen Klavierausbildung. „Ganz oben“ interpretiert man die *Partiten* oder das *Wohltemperierte Klavier* von Bach, „ganz unten“ quält man sich mit den zweistimmigen Inventionen. Genau dies ist falsch! Die Arbeit des Lehramtsstudierenden am Klavier muss ein integratives Fach sein. Es soll gerade nicht künstlerisches Klavierspiel auf niedrigem Niveau vermitteln – dies schafft Frust bei Lehrenden und Lernenden. Vielmehr müssten hier andere Fähigkeiten geschult werden: der spielerischer Umgang mit dem Klavier, improvisatorische Momente, Blattspiel, Liedbegleitung oder Begleitung von anderen Instrumenten. Um dies sicherzustellen, muss auch das Profil der Lehrenden verändert werden. Für die Musiklehrer der Zukunft brauchen wir ein breit angelegtes Studienfeld „Schulbezogenes Musizieren“, das u. a. die Bandbreite der später im Musikunterricht notwendigen Klavierspielfähigkeiten abdeckt.

Terhag: Ich würde das noch verschärfen. Es ist, auch im historischen Sinn, kein angemessener Umgang mit dem Instrument Klavier, wenn man Chopin vom Blatt spielen kann, aber weder in der Lage ist, ein einfaches Weihnachtslied oder einen Pop-song stilischer zu begleiten, noch in verschiedenen Genres abwechslungsreich und fantasievoll zu improvisieren. Hier hat sich im Lauf der Klavierausbildung etwas verengt, das dringend wieder erweitert werden müsste – dies gilt im Übrigen nicht nur für das Fach Klavier.

f Sollen die Ausbildungskapazitäten im Lehramt Musik nicht den Hochschulen

zur Verfügung gestellt werden? Wäre es nicht besser, perspektivisch zu handeln und alles in eine Hand zu geben?

Terhag: Der Dualismus von künstlerischen und wissenschaftlichen Hochschulen ist schon absurd und aus der Außenperspektive nicht verständlich. Die Musikpädagogik sollte für alle Schulformen aus einer Hand angeboten werden. Letztlich wäre es egal, wo diese Ausbildung dann stattfände, wenn die künstlerische Qualität einer Hochschule und die wissenschaftliche und pädagogische Qualität einer Universität erhalten blieben. Da das Fundament der wichtigste Teil eines Gebäudes ist, müssten die Lehrer in Früherziehung und Grundschule die beste und intensivste Ausbildung erfahren. Sie müssten die umfassendste Qualifikation erhalten, das längste und teuerste Studium absolvieren und am Schluss die beste Bezahlung und das höchste soziale Ansehen genießen. Es ist aber umgekehrt: Der Kollege am Gymnasium sammelt im Oberstufenorchester – überspitzt formuliert – die Früchte des privat finanzierten Einzelunterrichts ein und zieht daraus ein höheres Ansehen als die Grundschullehrerin, die eine musikpädagogische Kärmerarbeit leistet und im Idealfall die entscheidenden Weichen stellt – wobei ich hier die männliche und die weibliche Form ganz bewusst benutze.

f Bietet die neue Struktur BA und MA bei den künstlerisch-pädagogischen Studiengängen die Gewähr, die notwendige Vielfalt und Spezifikation der Musikstudiengänge zu erhalten?

Nimczik: Mit dieser Frage wird ein schwieriges Feld angesprochen. Wohl kein anderes Lehramtsstudium bedarf einer so extensiven Übezeit. Es geht nicht nur um das Hauptinstrument, sondern auch um Gesang, Ensembleleitung, Ausbildung im schulpraktischen Musizieren, auch um Musikpädagogik und -didaktik, Erziehungswissenschaft und Musikwissenschaft. Überträgt man die bisherige Berechnung auf der Basis von Semesterwochenstunden, so erweist sich das Lehramtsstudium Musik eigentlich als nicht studierbar. Somit müssen die Studienstrukturen hinsichtlich ihrer

Spezifikationen gründlich und neu bedacht werden. Wir sind in Nordrhein-Westfalen noch im Vorstadium der Arbeit und haben bisher modularisierte Studienordnungen im Rahmen des Staatsexamens entwickelt und eingeführt. Für die Weiterarbeit können wir zum Glück auf Erfahrungen der anderen Hochschulen zurückgreifen, die hinsichtlich BA und MA schon weiter sind.

f Die Lehrpläne an den Schulen gehen oft an der Lebenswirklichkeit vorbei. Welche Möglichkeiten gibt es für Sie als Hochschul-lehrer und Vorsitzende von großen Fachverbänden, auf Veränderungen dieser Lebenswirklichkeit in der Schule hin zu wirken?

Terhag: Die Ausbildungsinstitutionen können in Bezug auf Richtlinien schneller reagieren als die musikpädagogischen Verbände. Die Lehrpläne sind nicht das Problem und teilweise sogar recht fortschrittlich. Das Problem ist, dass viele musikpädagogische Innovationen durch das Zentralabitur konterkariert werden. In den Zentralabituraufgaben lebt oft die Musikpädagogik der 1950er und -60er Jahre wieder auf.

f Sind die Lehrpläne und Lehrstoffe, die für einen Lehrer verbindlich sind, verkopft und theorie-lastig?

Nimczik: Da muss man differenzieren. Es gibt in verschiedenen Bundesländern höchst interessante Lehrpläne. In nahezu allen Lehrplänen wird die Bedeutsamkeit des Musizierens, Singens und des handelnden Umgangs mit Musik beschrieben. Die Festlegung auf Standards bietet zudem interessante Veränderungen. Da haben Lehrer auch Spielräume für inhaltliche Freiheiten und können z. B. im Kontext von Schulcurricula entsprechende Vorgaben entwickeln, die sie musikpädagogisch für sinnvoll halten. Wenn es dann aber, so wie es Jürgen Terhag zugespitzt formuliert, auf das „eine“ Werk zulaufen soll, dann reduziert sich die Qualität des kreativen musikpädagogischen Arbeitens. Aufgrund der föderalen Struktur müssen hier die einzelnen Landesverbände in den Richtlinien- und Lehrplankommissionen Einfluss nehmen. Dabei kommen, sicherlich zu Recht, auch länderspezifische Traditionen zum Tragen.

f Sie sind beide als Bundesvorsitzende Repräsentanten Ihrer Verbände. Als was verstehen Sie sich: als Anwälte der Musiklehrer oder der Kinder und Jugendlichen?

Nimczik: Meine Antwort lautet schlicht und ergreifend: Anwälte der Kinder und Jugendlichen und der Musiklehrer. Beides bedingt sich wechselseitig. ▶



Terhag: Die Orientierung an den „Endverbraucher“ ist uns im AfS besonders wichtig. Die gesamte Aus- und Fortbildung von Musiklehrern muss dergestalt sein, dass sie Kinder und Jugendliche mit guten Informationen über Musik versorgt und sie möglichst intensiv in die Musikwelt einführt. Wenn das zukünftig nicht in höherem und qualitativ anspruchsvollerem Maße geschieht, wird sich auch das allgemeine Dilemma im Musikleben und Konzertwesen verschärfen. Alles, was wir tun, muss sich an der Wirklichkeit von Schule, Kindern und Jugendlichen messen lassen.

f *Warum gibt es eigentlich zwei Organisationen, die sich um dieses Thema kümmern? Kann man nicht – im Interesse der Schüler – im politischen Raum mehr Kraft entwickeln, wenn man mit einer Organisation auftritt?*

Nimczik: Auch dieser Bereich muss historisch betrachtet werden. Unsere beiden Verbände haben sich zunächst in unterschiedlichen Bereichen profiliert. Der VDS war schwerpunktmäßig ein gymnasialer Musiklehrerverband, der AfS kümmerte sich zunächst eher um Musiklehrer der anderen Schulformen, dann verstärkt auch um fachfremd unterrichtende Lehrer ohne professionelle musikpädagogische Ausbildung. Dies hat sich seit den 1980er Jahren allmählich gewandelt. Beide Verbände haben ihre Arbeitsfelder geweitet, sind personell durchmischt und mittlerweile durch viele Doppelmitgliedschaften miteinander verwoben. Wir kooperieren an verschiedenen Stellen: Zum Beispiel haben wir einen Turnus für unsere beiden Großveranstal-

Mit gebündelter Kraft in der Musik- und Bildungspolitik auftreten? Jürgen Terhag vom Arbeitskreis für Schulmusik (links) und der Chef des Verbands Deutscher Schulumusiker, Ortwin Nimczik, schließen eine gemeinsame Organisation für die Zukunft nicht aus. Die Vision eines Bundesverbands für Musikpädagogik steht im Raum.

nicht von heute auf morgen auslöschen. Momentan haben wir einen Prozess eingeleitet, der auf Annäherung der Landesbereiche bzw. der Landesverbände zielt, indem wir z. B. gegenseitig Ermäßigungen bei Teilnahmen an Landesfortbildungen anerkennen. Wenn die Überlegungen auf Länderebene abgeschlossen sind, wollen wir erneut auf der Bundesebene schauen, wie es weitergehen kann. Wir haben Visionen. Das Ganze ist ein Prozess, dem ich interessiert und engagiert entgegen sehe.

f *Könnte am Horizont als Mittel- oder Langfristziel eine einzige Organisation auftauchen?*

Terhag: Grundsätzlich sind die Menschen, die dem AfS bei der Verwirklichung seiner musikpädagogischen Ziele und Ideale im Wege stehen, nicht im VDS zu finden, sondern in anderen gesellschaftlichen Gruppierungen. Man findet sie vielleicht eher im Deutschen Sportbund, in den wissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten oder den künstlerischen Abteilungen der Musikhochschulen. Deshalb ist es sehr

der Ferne. Sie sind jedoch erforderlich, wenn man sich bewegen will. Ein großer Bundesverband für Musikpädagogik würde zwar die verbandsinterne Arbeit komplizierter und vielleicht weniger persönlich machen, aber die politische Durchsetzungskraft und Außenwirkung würde sehr gestärkt.

f *Könnte die Föderation musikpädagogischer Verbände eine Keimzelle für diese Idee sein?*

Terhag: Das wäre sicherlich eine praktikable Möglichkeit. In der Föderation der musikpädagogischen Verbände arbeiten die Bundesvorsitzenden der wichtigsten Organisationen – es gibt ja nicht nur unsere beiden Verbände – bereits intensiv und erfolgreich zusammen. Je nach Zählung gibt es acht, neun oder zehn musikpädagogische Verbände. In einem solch kleinen gesellschaftlichen Segment wie der Musikpädagogik ist das, von außen betrachtet, schon absurd.

f *Verstehen Sie Ihre Fachpolitik als Teil einer Musikpolitik, die den Anspruch der gesellschaftspolitischen Wirksamkeit hat oder als eine ständische Vertretung?*

Nimczik: Der VDS pflegt sicherlich keinen ständischen Dünkel. Er ist aber für seine Mitglieder da und vertritt die Interessen der Musiklehrer und somit in der Konsequenz auch die der Schüler. Zugleich vertritt er musikpolitische, besser noch: bildungspolitische Positionen. Beides hängt eng miteinander zusammen. Wir müssen hineinwirken in die Steuerungselemente der Bildungspolitik, in den politischen Bereich, wozu die Ausbildungsschiene gehört, die wiederum durch die Schulministerien und die Wissenschaftsministerien politisch gelenkt werden. Guter Musikunterricht ist Bestandteil einer guten Bildungspolitik, und gute Bildungspolitik fordert automatisch guten Musikunterricht.

Um noch einmal auf die Visionen zurückzukommen: Ich kann mir durchaus einen Dachverband vorstellen, der das Gesamte aller musikpädagogischen Belange umgreift. In der momentanen Situation brauchen unsere beiden Verbände zwei Standbeine: Einerseits die Zuwendung zu den Mitgliedern, sprich: die intensive, breite Lehrerfortbildung, und andererseits die politische Positionierung. Beide Felder sollte man nicht separieren oder dem einen bzw. anderen zuschreiben. Sie gehören für mich prinzipiell zusammen. Wenn man diese Zusammengehörigkeit wiederum als gemeinsame Musik- bzw. Bildungspolitik versteht, dann spricht vieles dafür, diese tatsächlich zusammen und damit potenziert zu gestalten. **f**

»Guter Musikunterricht ist Bestandteil einer guten Bildungspolitik – und gute Bildungspolitik fordert automatisch guten Musikunterricht«

tungen, der allen Musiklehrern ermöglicht, in jedem Jahr gegen Ende September ein Großereignis der Musiklehrerfortbildung zu erleben. 2007 war der AfS mit seiner Tagung in Kassel, die wir als VDS auch mitgestaltet haben. 2008 wird der VDS Gastgeber sein, der in Kooperation mit dem AfS in Stuttgart tagt. Wir nehmen die gemeinsame Aufgabe sehr ernst und sind auf Annäherung ausgerichtet. Natürlich lassen sich geschichtliche Prägungen und ideologische Fixierungen bei Mitgliedern und Funktionsträgern auf beiden Seiten

wichtig, dass die musikpädagogischen Verbände angesichts ihrer gemeinsamen Ziele an einem Strang ziehen und ihre Kooperation noch weiter verstärken. Andererseits ist es auch kein Geheimnis, dass Konkurrenz das Geschäft belebt. Aber in der derzeitigen fachpolitischen Situation benötigen wir in Deutschland meines Erachtens so etwas wie einen Bundesverband für Musikpädagogik, in dem unterschiedliche Sektionen für unterschiedliche Aufgaben verantwortlich sind. Dies ist jedoch eine Vision – und Visionen liegen bekanntlich immer in